

**Vortrag im Landesmuseum Natur und Mensch  
am 2. Mai 2002 in Oldenburg**

- 2 -

**Mit irdischen Schritten zu himmlischen Zielen.  
Eine Heimatbewegung besonderer Art**

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Sie werden sich gewundert haben. In Anknüpfung an die verdienstvolle Gemeinschaftsausstellung oldenburgischer Museen zur Heimatbewegung in Stadt und Land wird Ihnen dieser merkwürdige Vortrag angeboten. Aber vielleicht erging es Ihnen ja so wie mir selbst, als ich auf das Hauptthema der Ausstellungen und Vorträge stieß, eigentlich gestoßen wurde in einem Gespräch mit Prof. Fansa. Die Sache mit der Sehnsucht nach Geborgenheit ist ein zutiefst auch theologisches Thema von den biblischen Psalmen über die Gleichnisse Jesu, die Zeugnisse der Kirchengeschichte, die Lieder der Gesangbücher bis hin zu weltlichen und geistlichen Texten und Bildern der Gegenwart.

Für viele Menschen, Kulturen und Religionen ist die Sehnsucht nach letzter Geborgenheit die treibende Kraft, sich auf der geliebten Mutter Erde zu behaupten oder von ihr zu lösen und nach himmlischen Zielen in einer anderen Welt zu streben. Für solche Heimatbewegungen besonderer Art gibt es einen ganzen Markt religiöser Möglichkeiten, den in seiner Hülle und Fülle schon Fachleute kaum mehr überschauen. Allein die Fragen, ob mit dem Tode alles aus ist oder etwas Neues beginnt, ob es gemäß dem ägyptischen Totenbuch (mindestens 2000 vor Christus) eine magische Brücke über den Abgrund des Todes gibt, ob die indische

Weisheit der Wiedergeburten mit sozialem Auf- oder Abstieg überzeugender ist, ob philosophische Theorien von Platon bis Heidegger, ob esoterische Vorstellungen von „Stufen des Aufstiegs der Menschheit ...“, vom primitiven Wilden bis zur Höhe des Gottmenschentums“ (EZW, 25) oder ob der Gedanke einer Reinkarnation durch Selbsterlösung Menschen zu faszinieren vermögen, allein diese Fragen lassen erwarten, dass es keine schlüssigen Antworten gibt. Aber gerade dieser Umstand trägt wohl dazu bei, dass der Mensch in einer Mischung aus Neugier, Skepsis und Sehnsucht hinter die Kulissen von Gott gesetzter Grenzen schauen möchte.

Unter dem Titel „After death. Mapping the Journey“ hat die amerikanische Psychologin Sukie Miller 1997 ein Buch veröffentlicht, das ein Jahr später auch in deutscher Sprache erschienen ist: „Nach dem Tod. Stationen einer Reise“. Es beansprucht, aus den kulturell und religiös so unterschiedlichen Perspektiven über den Tod hinaus ein alle verbindendes, gemeinsames Muster herausdestillieren zu können. Demnach schimmern durch sämtliche Hoffnungen vier jenseitige Stadien hindurch: „Warten“, „Gericht“, „Möglichkeiten“ und „Wiederkehr“. Nach kritischer Bewertung dieser Publikation durch die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen offenbart dieses Buch gegen seine Intention gerade die Unmöglichkeit, menschlichem Deuten und Hoffen über den Tod hinaus ein einheitliches Schema zu unterlegen. Wie es um die *eine* Wahrheit über die Wirklichkeit jenseits des Todes steht, lässt sich im Diesseits nicht objektiv ausmachen. Obwohl uns als aufgeklärten Bürgerinnen und Bürgern im ehemaligen Großherzogtum Oldenburg diese Erkenntnis nicht neu ist, gehört das Fragen nach dem Unverfügbaren im Jetzt und die Sehnsucht nach Geborgenheit über

Zeit und Raum hinaus so selbstverständlich zur Grundausstattung des Menschen hinzu, wie er sonst um das Wohl in seiner irdischen Heimat bemüht ist.

Eine alte Legende erzählt:

Zwei Mönche durchwanderten die ganze Welt, bestanden unzählige Gefahren, legten sich Verzicht auf und erlitten alle Versuchungen, die einen Menschen vom Ziel abbringen können. Eine Tür, so hatten sie in einem alten Buch gelesen, sei an diesem Ort, man brauche nur zu klopfen und man befinde sich bei Gott. Schließlich fanden sie, was sie suchten. Sie klopfen an die Tür, bebenden Herzens sahen sie, wie sie sich öffnete, und als sie eintraten, standen sie zuhause in ihrer Klosterzelle. Da begriffen sie: Der Ort, an dem Himmel und Erde sich berühren, befindet sich auf dieser Erde, an der Stelle, die Gott dem Menschen zugewiesen hat.

An diesem eindrücklichen Beispiel wird eine Grundüberzeugung christlicher Theologie deutlich. Einerseits wird uns das Reich Gottes als Ort himmlischer Geborgenheit verheißen, andererseits wird uns die irdische Heimat als Ort menschlicher Bewährung zugemutet und zugetraut.

So heißt es über dem Eingang eines 1904 erbauten Bauernhauses im Oldenburger Sandweg 256:

Munteres Schaffen  
fromm Gebet  
wie im Haus zu Nazaret  
Heiliger Friede  
süsse Ruh  
Glück dazu

In der letzten Zeile ist bezeichnenderweise zwischen die Worte „Glück“ und „dazu“ ein Kleeblatt eingesetzt worden, also der unmissverständliche Hinweis darauf, dass bei der Voranstellung des frommen Gebetes, gar wie im Hause zu Nazareth, die Hinzufügung eines vierblättrigen Kleeblattes vielleicht nützen, aber auf keinen Fall schaden könne.

Wie sehr sich im Christenleben Aspekte der Jenseitigkeit und der Diesseitigkeit, einer futurischen und präsentischen Eschatologie, also der Lehre von den letzten Dingen, ergänzen, durchdringen, überlagern und miteinander konkurrieren, soll an einigen Beispielen verdeutlicht werden.

Paul Gerhardt ist nach Martin Luther der volkstümlichste Liederdichter der evangelischen Kirche. Geboren 1607 im sächsischen Gräfenhainichen, 1667 seines Amtes als Pfarrer an St. Nikolai in Berlin enthoben, weil er als überzeugter Lutheraner dem Toleranzedikt des reformierten Großen Kurfürsten nicht zustimmen konnte, gestorben 1676 in Lübben im Spreewald, hat er etwa 130 Lieder gedichtet. Sie bezeugen auf dem Hintergrund des 30-jährigen Krieges persönliches Gottvertrauen und christliche Heilserfahrung. Es gibt wohl keine evangelische Kirche im Oldenburgischen, in der nicht im Sommerhalbjahr wenigstens einmal einer der Klassiker aus Paul Gerhardt's Liederschatz angestimmt wird (EG 503):

Geh aus, mein Herz, und suche Freud  
in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben;  
schau an der schönen Gärten Zier und siehe,  
wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben.

Ein paar der schönen Strophen, die die Natur in ihrer Pracht und Vielfalt mit Pflanzen, Tieren und Menschen würdigen, „mussten“ im ökumenischen Gottesdienst zur Eröffnung der ersten niedersächsischen Landesgartenschau in Bad Zwischenahn am 19. April 2002 gesungen werden. In den ersten acht der insgesamt fünfzehn Strophen werden die Bäume in vollem Laub, Narzissus und die Tulipan, das Täublein und die hochbegabte Nachtigall, der Storch und der schnelle Hirsch samt leichtem Reh, das Lustgeschrei der Schaf und ihrer Hirten vor Augen und Ohren gemalt. Dann heißt es in den nächsten beiden Strophen mit dichterischer Freude:

Die unverdroßne Bienenschar fliegt hin und her,  
sucht hier und da ihr edle Honigspeise;  
des süßen Weinstocks starker Saft bringt täglich neue  
Stärk und Kraft in seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächst mit Gewalt; darüber jauchzet  
jung und alt und rühmt die große Güte des, der so  
überfließend labt und mit so manchem Gut begabt  
das menschliche Gemüte.

Des großen Gottes großes Tun im Blick auf den Menschen wird in der achten Strophe noch einmal hervorgehoben, bevor in der neunten Strophe die Perspektive vom Diesseits auf das Jenseits gewendet wird:

Ach, denk ich, bist du hier so schön und läßt du's uns  
so lieblich gehn auf dieser armen Erden: was will doch  
wohl nach dieser Welt dort in dem reichen Himmelszelt  
und güldnen Schlosse werden!

Und dann sprudelt aus dem Herzen des Dichters die Sehnsucht heraus nach dem, was biblisch verheißen ist. „Welch hohe Lust, welch heller Schein, wird wohl in Christi Garten sein! O wär ich da! O stünd ich schon, ach süßer Gott, vor deinem Thron und trüge meine Palmen.“ Schließlich treibt es Paul Gerhardt zu den Schlussakkorden der Vorfreude auf das himmlische Paradies und zu der Bitte, in der Zwischenzeit auf Erden Gott treu und würdig zu bleiben:

Hilf mir und segne meinen Geist mit Segen, der vom  
Himmel fließt, daß ich dir stetig blühe; gib, daß der Sommer  
deiner Gnad in meiner Seele früh und spat viel  
Glaubensfrüchte ziehe.

Erwähle mich zum Paradeis und laß mich bis zur letzten Reis  
an Leib und Seele grünen, so will ich dir und deiner Ehr  
allein und sonst keinem mehr hier und dort ewig  
dienen.

Zu dieser Zeit war Paul Gerhardt 46 Jahre alt und Propst in Mittenwalde. Das andere Liedbeispiel des gerade 60-jährigen stammt aus der Zeit jener Auseinandersetzungen mit dem Großen Kurfürsten. Das Lied beginnt mit der Feststellung: „Ich bin ein Gast auf Erden und hab hier keinen Stand; der Himmel soll mir werden, da ist mein Vaterland.“ (EG 529) In den folgenden Strophen blickt er dann zurück auf seine eigene schwere Jugend, auf den entbehrungsreichen und gefährlichen Weg der Glaubenszeugen in der Vergangenheit. Ein resignativ-müder und doch sehnsüchtig-zuversichtlicher Ton klingt in der sechsten Strophe an, die mir in der dritten Zeile die geistliche Assoziation zur oldenburgischen Heimatbewegung in Stadt und Land gegeben hat:

So will ich zwar nun treiben mein Leben durch die Welt,  
doch denk ich nicht zu bleiben in diesem fremden Zelt.  
Ich wandre meine Straße, die zu der Heimat führt,  
da mich ohn alle Maße mein Vater trösten wird.

Mein Heimat ist dort droben, da aller Engel Schar den  
großen Herrscher loben, der alles ganz und gar in seinen  
Händen trägt und für und für erhält, auch alles hebt und  
leget, wie es ihm wohlgefällt.

Es ist also nicht etwa der Hang zu schlichter Weltflucht, der diesen  
Theologen nach 30-jährigem Krieg und einer beruflichen  
Niederlage zur Sehnsucht nach himmlischer Geborgenheit treibt,  
sondern gerade die Aussicht auf das „Haus der ewgen Wonne“  
verleiht Paul Gerhardt die nötige Beharrlichkeit, die irdische  
Wanderschaft in Treue bis zu seinem selig Ende durchzustehen.

Eine ganze Reihe weiterer Lieder aus verschiedenen Jahrhunderten  
belegt die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden im Reiche Gottes, weil  
Sorgen, Not und Elend im eigenen Leben oder in Familie und Volk  
so bedrückend sind. In einem Silvesterlied stellt Eleonore Fürstin  
von Reuß im Blick auf „so viel Leiden, so kurzes Glück“ 1857 fest:  
„Dass diese arme Erde nicht unsere Heimat ist“. Und im Blick auf  
Jesu Kreuz und Auferstehung fährt sie getrost fort: „Es hat der Herr  
uns allen, die wir auf ihn getauft, in Zions goldnen Hallen ein  
Heimatrecht erkaufte.“ (EG 63)

Gerhard Tersteegen, Kaufmann am Niederrhein, Laientheologe und  
tiefgründiger Mystiker des reformierten Pietismus besingt in seiner  
Liedersammlung unter dem Titel „Geistliches Blumengärtlein

inniger Seelen“ die pilgernde Gemeinschaft der Gläubigen durch  
diese Zeit zur Ewigkeit. In einem Abendliede aus dem Jahre 1745  
stimmt der Dichter sich und seine singende Gemeinde darauf ein,  
dass jeder Mensch jederzeit auf das Ende gerüstet sein möge. (EG  
481)

Ein Tag, der sagt dem andern, mein Leben sei ein Wandern  
zur großen Ewigkeit. O Ewigkeit, so schöne, mein Herz  
an dich gewöhne, mein Heim ist nicht in dieser Zeit.

In einem letzten Beispiel dieser kleinen Auswahl wird um den  
Beistand am Ende des Lebens gebeten. In dieser Strophe aus dem  
13. Jahrhundert heißt es (EG 124):

Nun bitten wir den Heiligen Geist um den rechten Glauben  
allermeist, dass er uns behüte an unserm Ende, wenn wir  
heimfahen aus diesem Elende. Kyrieleis.

Sprachlich ist dabei interessant, dass der Begriff Elend sich aus dem  
Mittelhochdeutschen *elanti* entwickelt hat, was nichts anderes heißt  
als außer Landes, verbannt oder heimatlos zu sein.

Nun wäre es natürlich sehr schön, unter dem Stichwort Heimat auf  
Oldenburger Dichter und Komponisten im Evangelischen  
Gesangbuch hinweisen zu können. Ein gebürtiger Oldenburger ist  
zwar nicht aufzuzählen, aber drei Männer haben wenigstens Spuren  
hinterlassen.

Zwei Strophen des Passionsliedes „Ehre sei dir, Christe“ (EG 75)  
von Hermann Bonnus sind erhalten, der 1504 in Quakenbrück  
geboren wurde und dann 1543 als Reformator im Niederstift  
Münster tätig war, wozu damals auch die Grafschaft Delmenhorst

gehörte. Zur Erinnerung an ihn gibt es im Gemeindehaus Delmenhorst-Deichhorst sogar einen Hermann-Bonnus-Saal.

Nikolaus Selnecker aus Nürnberg, der als Hofprediger in Dresden in den theologischen Parteikämpfen nach Melanchthons Tod wiederholt aus dem Amt gedrängt wurde, wirkte als Professor in Jena und Leipzig, auch als Generalsuperintendent von Braunschweig in Wolfenbüttel, und er erarbeitete zusammen mit Hermann Hamelmann die Oldenburgische Kirchenordnung von 1573. Es gelang jedoch dem Grafen Johann nicht, ihn als Superintendenten zu gewinnen. Aber auf ihn gehen zurück das Lied „Laß mich dein sein und bleiben“ (EG 157) sowie die Stophen 2 bis 7 des Liedes „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ“ (EG 246).

Schließlich ist noch auf Christian Kröning aus Leipzig hinzuweisen. Er studierte Theologie und Kirchenmusik, war Vikar in Ahlhorn und in Bant. Nach seiner Ordination in der Oldenburger Garnisonkirche war er von 1963 bis 1975 Hilfsprediger und Pfarrer in Esenshamm. Dann ging er nach Bern, wo er 1986 verstarb. Auf ihn geht zurück die Melodie des Liedes „Kehret um“ (EG 606), das zur Kirchentagslosung 1983 in Hannover geschrieben wurde.

Nun könnte man ja denken, dass in unserer Gesellschaft und Zeit eine Heimatbewegung, getrieben von der Sehnsucht nach letzter Geborgenheit im Leben und im Sterben, kaum mehr wahrzunehmen sei. Ausnahmen, schreckliche Ausnahmen wie die Ereignisse von Erfurt oder vom 11. September 2001 in New York und Washington, bestätigen leider die Regel. Diese Beobachtung trifft im Allgemeinen wohl zu. Für viele Zeitgenossen treten die Gedanken an das, was nach dem Tode zu erwarten ist, was mit himmlischem Ziel und dem alten Begriff der Ewigkeit umschrieben werden kann, erst dann in den Vordergrund persönlichen Nachdenkens, wenn

Krankheit, Unglück und Tod in den weltlichen Lebenshorizont eintreten. Vorher jedoch stehen meist die irdischen Schritte ganz im Mittelpunkt des Interesses. Ausbildung und Beruf, Altersversorgung und Gesundheitspflege, Freizeitgestaltung und – gar nicht so selten – ehrenamtliches Engagement im sozialen und kulturellen Bereich oder in Partei und Kirche fordern den ganzen Menschen heraus.

Für das zweite theologische Examen 1971 hatten wir eine wissenschaftliche Hausarbeit zum Thema „Politische Theologie“ zu schreiben. Den Begriff in seiner jüngeren Bedeutung hatte der katholische Philosoph und Theologe Johann Baptist Metz in seinem Buch „Zur Theologie der Welt“ in die Diskussion gebracht, deren Heftigkeit sich quer durch alle Konfessionen zog. Es ging dem Verfasser wie vielen gesellschaftlichen Gruppen jener Zeit nicht mehr in erster Linie um das bevorzugte Seelenheil des Einzelnen, sondern um die Frage nach dem Verhältnis der Botschaft des Evangeliums zu einer technisierten Welt. Theologie kann nicht ohne eine immer neu einsetzende kritische Analyse ihres weltlichen Ausgangs- und Bezugspunktes gelingen, denn die Welt hat ihre Eindeutigkeit und Geschlossenheit verloren. So interpretiert Metz die Prozesse der Säkularisierung, der Aufklärung, der technologischen Rationalisierung und sucht eine kritische Auseinandersetzung mit den Ideologien, die diese Prozesse begleiten. Er fragt nach der Zukunft des Glaubens und der Verantwortung der Hoffnung, wobei er nach wie vor den eschatologischen Horizont biblischer Verheißungen berücksichtigt. Für ihn wie für den evangelischen Theologen Jürgen Moltmann, der etwas früher seine „Theologie der Hoffnung“ geschrieben hat, wirft das künftige Reich Gottes nicht seine Schatten, sondern seine Strahlen der Vorfreude in diese Welt und Schöpfung Gottes, die schrittweise zum Besseren verändert werden kann, wenn sich nur immer mehr Menschen und Völker, insbesondere auch die Kirchen

ihrer geistlichen Verantwortung bewusst werden und, wie es später im konziliaren Prozess formuliert wurde, für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung einsetzen. In der politischen Theologie soll versucht werden, das Streben nach sozialer Gerechtigkeit und nach Selbsterkenntnis, die äußere Suche und die innere Suche zu koordinieren. Es soll das politische Bewusstsein jeder christlichen Theologie erweckt werden, um die Christen dorthin zu bringen, wo sie vom Gekreuzigten erwartet werden, nämlich in den Leidenden und Verdammten dieser Erde (Moltmann).

Im September dieses Jahres wird auf einem kleinen Grünstreifen am Theaterwall zwischen Altem Gymnasium und Lambertikirche eine Büste zum Gedenken an den Theologen Rudolf Bultmann aufgestellt. Sein Vater war um die Jahrhundertwende Pfarrer an St. Lamberti, er selbst hat auf dem Alten Gymnasium sein Abitur abgelegt. Es kann hier nicht um seine Verdienste um die historisch-kritische Forschung, die Entmythologisierung biblischer Texte und ihre existentielle Interpretation gehen, die einerseits weiterentwickelt wurden und denen andererseits vehement widersprochen worden ist. Bezeichnend ist aber der Titel seiner bis 1965 in drei Bänden gesammelten Aufsätze zu fast allen relevanten Themen des Neuen Testaments. Sie sind unter der Bezeichnung „Glauben und Verstehen“ herausgekommen und spiegeln Bultmanns Grundprinzip sowohl für seine persönliche Existenz als auch für seine wissenschaftliche Forschung wider. In der politischen Theologie dagegen ging es wesentlich um eine Befähigung der Christen, in der Welt nicht nur glaubend und verstehend, sondern auch verändernd zu leben. „Zu lange Zeit haben die Theologen die Welt nur interpretiert – die Zeit ist gekommen, sie zu verändern.“ (Harvey Cox)

Mit einem gewissen Recht behaupten Kritiker, dass es der politischen Theologie und ihrer über Jahrzehnte kritischen Diskussion gar nicht bedurft hätte, wenn die Christen bei ihren irdischen Schritten zu himmlischen Zielen die Nachfolge Jesu nie bloß privat, sondern auch immer gesellschaftspolitisch verstanden hätten. Für mich hat spätestens seit Beginn meines pastoralen Dienstes festgestanden, dass wir als Einzelne und als Kirchen in Gesellschaft und Politik christliche Verantwortung wahrzunehmen haben. Für ein Lexikon der Evangelischen Kirche im Rheinland habe ich in kurzen Thesen formuliert, was mir in meiner Zeit als kirchlicher Beauftragter bei Landtag und Landesregierung in Nordrhein Westfalen ganz deutlich geworden ist.

Mit der „Botschaft von der freien Gnade Gottes“ (Barmer Theologische Erklärung von 1934, VI) nimmt die christliche Gemeinde auch öffentliche Verantwortung in Gesellschaft und Politik wahr. Sie tritt für Gerechtigkeit und Freiheit, für Frieden und Bewahrung der Schöpfung „in der noch nicht erlösten Welt“ (Barmen V) ein. Aus eigener Kraft oder in Zusammenarbeit mit anderen Trägern setzen sich christliche Gemeinden dafür ein, dass Menschlichkeit gefördert, Unheil vermieden und Not gewendet wird. Kirchliche Diakonie hat stets zugleich den einzelnen Menschen und die Strukturen der Gesellschaft im Blick. Kirche befürwortet die Prinzipien der Subsidiarität und der Solidarität sowohl im kirchlichen als auch im gesellschaftlich-politischen Raum. In der parlamentarischen Demokratie mit ihrer Gewaltenteilung sieht die Kirche eine gute Möglichkeit für ihre Mitglieder, sich an der politischen Willensbildung zu beteiligen. Die Zusammenarbeit zwischen Kirche und Parteien soll dem Wohle der Menschen dienen. Bei allem notwendigen Streiten um politische Ziele und konkrete Gesetzgebung tritt Kirche

für die Belange der Schwachen ein. Kirche begleitet das Tun der politisch Handelnden mit kritischer Anteilnahme und der Fürbitte vor Gott. Kirche stellt sich selbst im Blick auf ihr eigenes Handeln der öffentlichen Kritik, weiß sich aber in allem an die „clausula Petri“ gebunden: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg. 5, 29).

Nach diesen irdischen Schritten wenden wir uns jetzt noch einmal den himmlischen Zielen zu. Bei allem Einsatz, die biblische Botschaft im Raum der Öffentlichkeit bei verschiedensten Anlässen am Volkstrauertag im Oldenburger Staatstheater und beim Stoppelmarkt in Vechta, beim Jubiläum der Industrie- und Handelskammer und in der Landesgartenschau sozusagen unters Volk zu bringen, kann ich aber durchaus die Spitzenformulierung des Apostels Paulus im Philipperbrief unterstreichen: „Unsre Heimat ist im Himmel.“ (3, 20) Was im Propheten Jesaja als Gottes ewiges Heil für Israel verheißen wird, nehmen wir als Christen für unsere Vision vom neuen Jerusalem im Reiche Gottes gerne auf: „So werden die Erlösten des Herrn heimkehren und nach Zion kommen mit Jauchzen, und ewige Freude wird auf ihrem Haupte sein. Wonne und Freude werden sie ergreifen, aber Trauern und Seufzen wird von ihnen fliehen.“ (51, 11) Und das schöne Gleichnis vom verlorenen Sohn, der das vorzeitig ausbezahlte Erbe seines Vaters in einem Streifzug durch die Welt verprasst hat und schließlich als Schweinehüter sein Dasein fristen muss, bevor er reumütig die Kurve nach Hause zurück bekommt, hat nicht nur seine Aussagekraft im Hier und Heute, sondern ebenso für das Dort und Dereinst. Gott wird die, die sich zu ihm hinkehren oder bekehren, mit offenen Armen aufnehmen.

Wenn ich Kirchengemeinden im Oldenburger Land besuche, nehme ich mir gerne Zeit für einen kurzen Rundgang über den Friedhof an der Kirche. Die Grabinschriften von früher drücken häufig, zum Teil sehr drastisch, Respekt und Hoffnung im Blick auf das aus, was nach dem irdischen Wandern aus himmlischer Perspektive zu erwarten sein könnte. Mit zwei Beispielen aus Golzwarden möchte ich aufwarten.

An der Bundesstraße 212 steht auf der Zufahrt zum Bauernhof Golzwarder Wurf Nr. 12 ein alter grauer Sandstein als Mahnmal für einen Mord vor langer Zeit.

ANNO 1637 IM FEBRUA  
RIO IST ANNA RUDEBUSCH  
SONST DIE GROSSE ANNA  
GEHEISSEN, NACHDEM  
SIE AUS DER HAFT ENT  
FUHRET, AUF DIESEM  
(WORPE?) ERMORDET WORDEN (?),  
WELCHE THAT DAN ERST  
14 JAHR HERNACH ALS  
ANNO 1651 RECHT AN DEN  
TAG KOMMEN UND AN  
THEILS DER SCHULDIGEN  
BESTRAFFET WORDEN

Auf der anderen Seite des Steines ist zu lesen:

O MENSCH!  
SCHAU DIES BEDENCKS  
UND SÜNDIG NICHT  
WEIL GOTT NACH SEINEM  
STRENGEN GRICHT  
DAS BÖS GWIS STRAFT  
UND BRINGTS ANS LICHT  
WENS GLEICH BEI NACHT  
UND HEIMLICH GSCHICHT  
DRUMB MENSCH FÜR GOTTES  
ZORNIG GSICHT  
DICH JA STETS FURCHT UND  
SUNDIG NICHT

In der Zeit des Klassizismus ändert sich der Stil der Denkmale und Grabsteine, auch die Inschriften haben eine andere Sprache:

Der, dessen Gebeine hier ruh'n,  
war ein treuer Lehrer  
in Kirchen und Schulen.  
Im schönsten Wirken für seinen Beruf  
rief ihn der Tod  
zu höherer Wirksamkeit ab.  
Beweint von Gattin und Kindern,  
die in ihm den edelsten  
Gatten und Vater verloren,  
Betrüert von der Gemeinde  
deren Lehrer und Vorbild er war.

Zu schöner Frucht  
wird seine Saat gedeihn  
und seines Lebens  
wird kein Ende seyn.

Auf der Rückseite sind dann seine Lebensdaten eingraviert:

Georg Wilhelm Roth  
Pastor in Golzwarden  
G: zu Dötlingen am 22. Febr. 1762  
gest: zu Golzwarden  
am 20. März 1819

Aber nicht nur über die Erinnerung an die Verstorbenen, sondern auch über die Botschaft der zumeist sehr schön restaurierten Altäre, Kanzeln, Taufbecken, Orgelprospekte und Balustraden der Emporen springen die himmlischen Ziele biblischer Verheißung dem irdischen Betrachter ins Auge. Darüber hinaus nehmen wir in vielen Gemeinden etwas wahr, was bis vor 10 Jahren kaum jemand für möglich gehalten hätte. In der älteren Generation der Aussiedler begegnet unseren Gemeinden ein geistliches Leben wie aus einer längst vergangenen Welt. Die deutschstämmigen Aussiedler tun sich schwer mit dem modernen Deutschland und der evangelischen Kirche, die noch nicht so richtig ihre geistliche Heimat geworden ist. Seit 1764 unter Katharina der Großen die deutsche Wolgakolonie entstanden war, hatten die Familien die deutsche Kultur und den evangelischen Glauben bewahrt. Auch als infolge des Hitler-Angriffes alle Russlanddeutschen im August 1941 nach Sibirien und Kasachstan deportiert wurden, blieben die Menschen in ihrer neuen Zwangsheimat dem alten Glauben treu.



Beim ersten Aussiedlertag der oldenburgischen Kirche im vergangenen September waren 600 Menschen nach Wilhelmshaven Bant gekommen. Es fand ein festlicher Abendmahlsgottesdienst am Vormittag statt. Doch erst in der „Brüderversammlung“ am Nachmittag schlugen die Herzen höher. Wenigstens drei Ansprachen oder Lesepredigten von Carl Blum, der im 19. Jahrhundert im Baltikum und in anderen Bereichen der lutherischen Kirche in Russland Mission trieb, und viele Lieder aus dem Pietismus bewegten die Gemüter, auch mit Tränen.

Den Alten aus dem Osten, die sich in vielen Gemeindehäusern am Sonntagnachmittag versammeln, geht es immer um das Heil des Menschen, seine Rettung, seine Erweckung oder Verstockung. Der Ernst des Rufes zur Umkehr kommt aus der Gewissheit des erwarteten Gerichtes. Nur die Bekehrung kann vor dem Zorn Gottes und seinem Gericht bewahren. Andernfalls droht die „ewige Verzweiflung“. Das Liedgut ihres eigenen Gesangbuches ist uns größtenteils nicht geläufig. Texte und Melodien sind von einer tiefen Sehnsucht geprägt, Gott gnädig zu stimmen, wenn die Stunde geschlagen hat, um nach der irdischen Wanderzeit das himmlische Ziel in Gottes Reich zu erlangen.

Philipp Friedrich Hiller (1699 – 1769) war Pfarrer in Heidenheim an der Brenz. Nach Verlust seiner Stimme betätigte er sich verstärkt literarisch. Er legte die Bibel aus.

Vor allem aber avancierte er zum bedeutendsten Dichter des schwäbischen Pietismus durch sein „Geistliches Liederkästlein“, in dem er zum Lobe Gottes zweimal 366 Lieder nach biblischen Sprüchen gedichtet hat. Sein Liederbuch wanderte vor über 200 Jahren mit nach Osten.

Heute kommt ein Teil der Lieder mit den Aussiedlern wieder in den Westen zurück. Vier seiner Lieder haben die Revisionen des Evangelischen Gesangbuches überlebt. So ist uns das folgende Lied aus der Rubrik „Ende des Kirchenjahres“ nicht unbekannt (EG 152):

Wir warten dein, o Gottes Sohn, und lieben dein Erscheinen.  
Wir wissen dich auf deinem Thron und nennen uns die  
Deinen.  
Wer an dich glaubt, erhebt sein Haupt und siehet dir entgegen;  
Du kommst uns ja zum Segen.

Wir warten deiner mit Geduld in unsern Leidenstagen;  
wir trösten uns, dass du die Schuld am Kreuz hast abgetragen;  
so können wir nun gern mit dir uns auch zum Kreuz  
bequemen,  
bis du es weg wirst nehmen.

Wir warten dein, du kommst gewiss, die Zeit ist bald  
verloffen;  
wir freuen uns schon über dies, was wir erst sicher hoffen.  
Was wird geschehn, wenn wir dich sehn, wann du uns heim  
wirst bringen,  
wenn wir dir ewig singen!

Für mein christliches Gemüt sind solche alten Lieder genau so wichtig wie modernes Liedgut, das von den Kirchentagen Einzug in die Kinder- und Jugendarbeit und auch in die Gottesdienste der Erwachsenen gefunden hat.

Ich denke, wir brauchen beides, gerade wenn wir uns diakonisch und sozial engagieren, wenn durch Bürgerkrieg und Völkerschlacht die Fragen nach dem Warum des Leidens und nach dem Sinn des Lebens unerbittlich an der Türe unseres Glaubensgebäudes klopfen. Für mich sind zwei Texte der Heiligen Schrift unverzichtbar, mitten im Leben und am Ende meiner Tage. Das eine ist der Psalm 23 vom unübertrefflichen Hirten, der den Seinen es an nichts mangeln lässt, und der kleine Abschnitt des Apostels Paulus aus seinem Römerbrief, der bei meiner Beerdigung gelesen werden soll (8, 38 + 39):

Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.

Andere mögen getrost andere Texte und Überzeugungen haben. Bei allem, was sich an christlichen Vorstellungen um das himmlische Ziel und das ewige Leben rankt, gibt es keine Sicherheit, sondern nur die Gewissheit des Glaubens, die die lutherische Theologie durch den Unterschied von securitas und certitudo deutlich gemacht hat. Selbst dem heiligen Basilius ist es zuletzt merkwürdig ergangen, wie die Legende erzählt:

Basilius hatte viel Gutes getan. Der Himmel war ihm gewiss. Doch als er starb, geschah ein Irrtum. Irgendwie hatte der Himmelspfortner die falsche Tür geöffnet, so dass Basilius in die Hölle gelangte. Basilius jedoch hielt es für Gottes Willen und begann sogleich, Gott zu loben und zu preisen. Die Höllenflammen wurden, je länger Basilius lobte, immer kleiner und kleiner. Schließlich drohte das Feuer in der Hölle

zu verlöschen. Entsetzt rannten die Teufel zum Himmel hinauf und baten, Basilius sofort abzuholen.

Da ich bei allem gebotenen Ernst nicht den Humor auf dem Weg irdischer Schritte zu himmlischen Zielen missen möchte, soll diesen Streifzug durch die weltliche und geistliche Heimat mit ihrer großen Sehnsucht nach Geborgenheit ein kleiner Beitrag des Kabarettisten Hanns Dieter Hüsch beenden.

1995 hat der überzeugte Humanist und gläubige Christ ein Buch mit „Geschichten zwischen Himmel und Erde“ herausgegeben. Der Kabarettist trifft in Dinslaken den lieben Gott, der ihn als persönlichen Entertainer in den Himmel einlädt. Hüsch soll ihm von Zeit zu Zeit, um ihn zu erheitern, seine kleinen Geschichten vorlesen. Er nimmt die Einladung an, aber nur unter der Bedingung, dass er bei seinem Aufenthalt im Himmel seine nächsten Verwandten und Freunde, die ihn auf Erden von klein auf begleitet haben, wiedersehen kann. Er möchte all jene treffen, denen er viel zu verdanken hat, die er sehr vermisst, von denen er wissen möchte, wie es ihnen geht, was sie denken und fühlen, essen und trinken, in welchem Winkel des Himmels sie wohl leben. Nach einer mehrtägigen, abenteuerlichen Himmelfahrt kommt Hüsch zum lieben Gott, der ihm zunächst einmal die Leviten liest und ihm dann den Weg weist. Hüsch trifft Onkel und Tante, seine erste Frau und seine Katzen, Freunde und schließlich seine Mutter, die ihn lange anblickt und dann sagt: „Und du konntest dir wirklich nichts anderes vorstellen, als den Leuten dein Leben lang dummes Zeug vorzumachen?“ Und immer wieder dazwischen liest Hüsch dem lieben Gott seine kleinen Geschichten vor. Er stimmt einen Gesang an voller Wärme und Güte, Sehnsucht und Einsamkeit, Triumph und Niederlage, Elend und Liebe. In einem Psalm hat er mehr die irdischen Schritte im Blick, in einem Choral mehr das himmlische Ziel.

Solange in meinem Herzen  
Und in meinem Kopf der Gesang  
Von Liebe und Zuversicht wohnt  
Das Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten  
Zu spüren ist  
Freundschaft und Friede mit allen Kreaturen  
In meinen Augen sitzen  
Solange wird es auch diese Erde geben  
Mit all ihren Menschen  
Die guten Willens sind  
Die über sich hinauswachsen  
Und es eines Tages doch noch schaffen  
Den Halsabschneidern und Blutsaugern  
Kindermördern und Frauenschändern  
Und ihren feinen Handlangern im Hintergrund  
Das Handwerk zu legen  
Auf dass die Erde Heimat wird für alle Welt  
Solange unsere Herzen dafür schlagen  
Dass sich die Utopie erfülle  
Im Kleinen wie im Ganzen  
Solange wir leben und wachsen  
Solange gibt es sie auch.

Die Annäherung an den Einzug in den Himmel hat der Großmeister der Kleinkunst in einem Choral verdichtet, den ich zum Abschluss zitieren möchte, weil er konfessions- und religionsübergreifend verstanden werden kann.

Wir alle sind in Gottes Hand  
Ein jeder Mensch in jedem Land  
Wir kommen und wir gehen  
Wir singen und wir grüßen

Wir weinen und wir lachen  
Wir beten und wir büßen  
Gott will uns fröhlich machen  
Wir alle haben unsre Zeit  
Gott hält die Sanduhr stets bereit

Wir blühen und verwelken  
Vom Kopf bis zu den Füßen  
Wir packen unsre Sachen  
Wir beten und wir büßen  
Gott will uns leichter machen

Wir alle haben unser Los  
Und sind getrost auf Gottes Floß  
Die Welt entlang gefahren  
Auf Meeren und auf Flüssen  
Die Starken mit den Schwachen  
Zu beten und zu büßen  
Gott will uns schöner machen

Wir alle bleiben Gottes Kind  
Auch wenn wir schon erwachsen sind  
Wir werden immer kleiner  
Bis wir am Ende wissen  
Vom Mund bis zu den Zehen  
Wenn wir gen Himmel müssen  
Gott will uns heiter sehen.

Übrigens hat Hüsch seinen Geschichten zwischen Himmel und Erde einschließlich des Besuches beim lieben Gott den Titel gegeben, mit dessen Botschaft ich mich nun auch von Ihnen verabschiede: „Wir sehen uns wieder.“